

S. Y. Agnon¹

Schira

Bettina Bannasch

Die Bedeutung Agnons für die moderne hebräische Literatur kann kaum überschätzt werden. Viele halten sein Werk für einen seither nicht wieder erreichten sprachlichen und formalen Höhepunkt. In Deutschland hingegen ist Agnon nur einem kleineren Kreis von Leserinnen und Lesern bekannt, die sich mit jüdischem Leben und jüdischer Literatur in Deutschland und Israel befassen – und dies trotz vielfältiger, bereits in den 1930er Jahren einsetzender und immer wieder neu initiiertener Bemühungen um die Verbreitung seiner Schriften in deutschen Übertragungen; dies auch trotz der Relevanz, die Agnons Schriften für den deutschen Erinnerungsdiskurs nach 1945 beanspruchen dürfen. Der Rezeptionslage entsprechend gibt es eine unüberschaubare Fülle hebräischsprachiger Forschungsliteratur zu den Werken Agnons, eine Vielzahl englischsprachiger bzw. ins Englische übertragener Arbeiten² und nur eine geringe Anzahl deutschsprachiger oder ins Deutsche übertragener Arbeiten.³

Dabei muss allerdings prinzipiell offen bleiben, ob dem Werk Agnons mit seiner wissenschaftlichen Erforschung ein Gefallen getan ist. Die titelgebende Figur seines posthum erschienenen Romans *Schira* (hebr. 1970, dt. 1998), die Krankenschwester Schira, eine durchaus interessierte Leserin, lässt im Gespräch mit ihrem Geliebten, dem Universitätsdozenten Manfred Herbst, ernste Zweifel daran aufkommen:

Herbst sagte, Wenn dir ein gutes Buch in die Hände kommt über Dichtung und Dichter, liest du es nicht? Schira sagte, Bücher über Bücher, wozu? Herbst sagte, Manchmal ermöglicht ein gelungener Essay, die Dichtung eines Dichters besser kennenzulernen. Schira sagte, Wenn ich fähig bin, die Gedichte selber zu lesen, wozu brauche ich die Meinung des Essayschreibers darüber? Wozu benötige ich die Meinung anderer bei Dingen, über die ich mir selbst ein Urteil bilden kann. Sagte Herbst, Immerhin wird manches entschleiert, zu dem du nicht allein gekommen wärest. Schira zuckte die Schulter und sagte, Weißt du, Manfred, seit mir eigene Zähne im Mund gewachsen sind, pflege ich meine Speisen mit meinen eigenen Zähnen zu kauen.⁴

Das Misstrauen Schiras in die Profession der Literaturwissenschaft berücksichtigend, verweisen sich die folgenden Ausführungen weniger als Erklärungs- und Deutungsangebote

1 S. Y. Agnon ist ein Künstlername. Im Hebräischen werden die beiden Vornamen Schmu'el und Yosef zusammengezogen zu einem Vornamen mit einer eigenen Bedeutung, Shaj (dt. Geschenk). In deutschen Ausgaben wird der Name mit S.J. oder S.Y. Agnon bzw. Samuel (J.) Agnon angegeben.

2 Vgl. bes. die Arbeiten Gershon Shaked's und Dan Miron's.

3 Vgl. bes. den 2010 erschienenen Sammelband mit dem Titel *Agnon and Germany. The Presence of the German World in the Writings of S. Y. Agnon*, Hgg. Hans-Jürgen Becker und Hillel Weiss. Jerusalem 2010.

4 Agnon, S. Y. *Schira*. Dt. von Tuvia Rübner. Frankfurt a.M. 1998, S. 356.

als vielmehr als Hinweis auf ein lesenswertes Buch, das Anstoß sein möchte für eigene und eigenständige Lektüren.

I.

S. Y. Agnon wurde 1888 in der kleinen Stadt Buczacz (Butschatsch) in Galizien in der heutigen Ukraine als Samuel Josef Czaczkes in eine großbürgerliche, religiöse jüdische Familie hineingeboren. Galizien gehörte damals zur alten K.u.K.-Monarchie. Über die Hälfte der Bevölkerung von Buczacz war zu jener Zeit jüdisch, man sprach polnisch und jiddisch. Agnons Vater war Pelzhändler und chassidischer Rabbiner, seine Mutter war eine gebildete Frau, die ihren Sohn frühzeitig mit der deutschen Literatur und Kultur vertraut machte.⁵ 1908 verließ Agnon Galizien und wanderte im Zuge der zweiten Alija⁶ in das damalige Palästina aus. Neben religiösen Motiven spielte für Agnon die Notwendigkeit, Galizien zu verlassen, um dem Einzug in den Militärdienst zuvor zu kommen, eine Rolle für die Ausreise nach Palästina. 1913 reiste Agnon nach Deutschland. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs verhinderte zunächst seine Rückkehr. Er lebte erst in Berlin, zum Teil auch in Leipzig.⁷ In Berlin machte er Bekanntschaft mit Salman Schocken, dem Eigentümer der Schocken-Bücherei, der ihn ein Leben lang fördern sollte, auch später noch in Israel als Verleger der Tageszeitung *Haaretz*. Die Jahre zwischen 1921 und 1924 verbrachte Agnon in Bad Homburg, wo er sich dem Kreis um Martin Buber anschloss.

Agnon kannte die Verhältnisse im Deutschland der 1910er und 1920er Jahre, die er in einigen seiner Romane schildert, also sehr genau aus eigener Anschauung. Agnons Interesse an den deutschen Juden und an den politischen Entwicklungen in Deutschland ist zweifellos diesem biografischen Umstand geschuldet – nicht zuletzt auch dem Umstand, dass er in dieser Zeit seine Frau kennenlernte, Esther Marx, eine Tochter aus großbürgerlichem Haus. 1920 heirateten die beiden, sie bekamen zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Ein Brand, der die wertvolle Bibliothek Agnons mit 4000 Büchern zerstörte, wurde zum Anlass für die Familie nach Palästina (zurück) zu gehen.⁸ Das Ehepaar Agnon ließ, ebenso wie das Ehepaar Herbst in Agnons Roman *Schira*, Angehörige in Deutschland und

5 Vgl. Levinson, Pnina Navé. *Menschen und Orte. Über Leben und Werk von Samuel Josef Agnon*. Bad Homburg 1991, S. 8.

Der Protagonist in *Schira*, der Jecke' Manfred Herbst, setzt sich überwiegend mit Titeln der deutschen Literatur auseinander (vgl. die von Popien vorgenommene Aufstellung der Referenztexte in *Schira*. Astrid Popien: *The Bookcase of Dr. Manfred Herbst: S. Y. Agnon's Novel Schira and European Literature*. In: Becker, Hans-Jürgen u. Weiss, Hillel (Hg.). *Agnon and Germany. The Presence of the German World in the Writings of S. Y. Agnon*. Jerusalem 2010, S. 63–113, hier S. 72f.).

6 Alija bedeutet wörtlich übersetzt ‚Aufstieg‘ und meint die Einwanderung aus dem Herkunftsland in die ‚Heimat‘ Israel aus einer religiösen Motivation heraus, als Rückkehr in die angestammte Heimat der Urväter. Die Bezeichnung *zweite* Alija zeigt an, dass es mehrere große Einwanderungsbewegungen von Juden in das Gelobte Land gab. Die Alijlot der Neuzeit werden von 1882 an periodisiert und von eins bis fünf durchgezählt, als fünfte Alija bezeichnet man die letzte große Einwanderungswelle in den Jahren zwischen 1932 und 1938.

7 Eine Vielzahl von Beobachtungen, die Agnon in dieser Zeit macht, sind in seinen in Leipzig spielenden Roman *Herrn Lublins Laden* eingeflossen. Agnon, S. Y. *Herrn Lublins Laden* Dt. von Inken Kraft. Leipzig 1993 [1974].

8 Agnon baute in seinem neuen Haus in einem Vorort Jerusalems, in Talpiot – heute ist es ein Stadtteil Jerusalems –, seine Bibliothek wieder auf. Als das Haus von Arabern geplündert wurde, wurde auch diese zweite Bibliothek zerstört. Eine dritte Bibliothek entstand; sie ist zu besichtigen in dem inzwischen zu einer Gedenk- und Veranstaltungsstätte ausgebauten ehemaligen Wohnhaus Agnons.

in Galizien zurück. In den Jahren nach 1933 waren für sie – ebenso wie für die Angehörigen und Bekannten der Herbsts in dem Roman *Schira* – dringend Ausreisepapiere zu beschaffen. Agnon bemühte sich intensiv darum; in diesem Punkt unterschied er sich deutlich von seinem Protagonisten Manfred Herbst in *Schira*, der diese Mühen ganz seiner Frau Henriette überlässt und in dieser Angelegenheit, ebenso wie in allen anderen, merkwürdig passiv bleibt. Im Alter von 78 Jahren erhielt Agnon 1966 zusammen mit Nelly Sachs den Literaturnobelpreis. Er starb vier Jahre später 1970.

II.

In Deutschland wurden die Werke Agnons von Beginn an übersetzt und mit großer Aufmerksamkeit zur Kenntnis genommen. Sie erschienen in der *Schocken-Bücherei*, einer Buchreihe, in der in den Jahren zwischen November 1933 und Dezember 1938 preiswerte Bücher jüdischer Autoren oder Bücher mit jüdischen Themen erschienen; das Erscheinungsbild – schmale Bände in festen bunten Pappgebänden – orientierte sich an den Ausgaben der Insel-Bücherei. Dabei spielte die Funktion, die der Verleger Salman Schocken den Werken der Schocken-Bücherei zuwies, für das Verständnis der Werke S.Y. Agnons und anderer zeitgenössischer deutsch-jüdischer Autorinnen und Autoren eine wichtige Rolle. In einer programmatischen Erklärung aus dem Jahr 1935 wird die Aufgabe der Schocken-Bücherei so dargelegt:

Die Bücherei des Schocken-Verlags will in allmählichem Aufbau aus dem fast unübersehbaren und häufig unzugänglichen jüdischen Schrifttum aller Länder und Zeiten in sorgfältiger Auswahl dasjenige darbieten, was den suchenden Leser unserer Tage unmittelbar anzusprechen vermag. Die alte hebräische Literatur, deren Lebendigkeit sich gerade in kritischen Zeiten bewährt, soll durch einige sinnvolle Auszüge und angemessene Übertragungen, sowie durch zweisprachige Ausgaben dem heutigen Leser erschlossen werden. Aus dem zeitgenössischen jüdischen Schrifttum werden dichterische und erörternde Arbeiten aufgenommen, die in gedrängter Form Gültiges mitzuteilen haben. Verschollene oder nicht gebührend bekannte Werke der jüngeren Vergangenheit werden in Neudrucken herausgegeben. Hinzu kommen in wachsendem Maß Bücher belehrenden Inhalts.⁹

Agnon galt als eine der bedeutendsten Kräfte bei den Bemühungen um die Wiederbelebung des Neuhebräischen. Ein Vergleich der Übersetzungen erlaubt es, zumindest andeutungsweise, auch ohne die nähere Kenntnis des Hebräischen, einen Eindruck von dem Resonanzraum zu gewinnen, in dem Agnons Texte entstanden und den sie eröffnen. Salman Schocken sorgte dafür, dass Agnons Texte schon bald nach ihrem Erscheinen von namhaften Autoren wie Nahum Norbert Glatzer, Moritz Spitzer, Max Strauss, Gershom Scholem u. A. ins Deutsche übertragen wurden. Die großen nach 1933 erschienenen Romane Agnons, die heute zumeist in Deutschland mit seinem Namen in Verbindung gebracht werden – allen voran der Roman *Gestern, Vorgestern* – wurden erst mit deutlichen zeitlichen Verzögerungen ins Deutsche übertragen. Auch sie liegen in hervorragenden Übersetzungen vor, insbesondere gilt dies für die beiden von Karl Steinschneider ins Deutsche übersetzten Romane *Gestern, Vorgestern* und *Nur wie ein Gast zur Nacht*, sowie für die preisgekrönte Übersetzung von *Schira* durch Tuvia Rübner.

⁹ Aus dem Anhang zu Agnon, S.Y. *In der Gemeinschaft der Frommen*. Berlin 1935, o.S.

Gestern, Vorgestern (hebr. 1945, dt. 1965) erzählt die Geschichte des galizischen Juden Jitzak Kummer, der um 1900 nach Palästina einwandert; am Ende wird er von einem tollwütigen Hund gebissen und stirbt. Unmittelbar vor den ersten Aufzeichnungen zu *Schira* erschien der Roman *Nur wie ein Gast zur Nacht* (hebr. 1939, dt. 1964).¹⁰ Er erzählt die Geschichte eines galizischen, nach Palästina eingewanderten Juden, der als berühmt gewordener und wohlhabender Mann für die Dauer eines Jahres in seine ärmliche, von Pogromen heimgesuchte und vom Krieg gezeichnete Heimatstadt zurückkehrt, um dort das brachliegende jüdische Leben wieder zu beleben. Am Ende wird er zusammen mit seiner Frau, die dieses Jahr mit den gemeinsamen Kindern in Deutschland zugebracht hat, nach Palästina zurückkehren; die biografischen Anspielungen und Verfremdungen sind hier vielleicht noch stärker als in den übrigen Erzählungen und Romanen Agnons evident.

Für den deutschen (Erinnerungs)Kontext von besonderem Interesse ist der (ebenso wie *Schira*) erst posthum erschienene Roman *Herrn Lublins Laden* (hebr. 1974, dt. 1993), in der deutschen Übersetzung von Inken Kraft. Er ist deshalb so relevant, weil Agnon seine Handlung in Deutschland spielen lässt, und zwar zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Es ist ein Roman, der implizit die Frage nach den Anfängen der Entwicklungen umkreist, die schließlich zur Katastrophe der Shoah geführt haben. Agnon hat sich zu diesem Thema selten, und wenn, dann stets außerordentlich zurückhaltend geäußert; auf eindimensionale Erklärungen hat er in seinen Romanen wie in Interviewäußerungen fast vollständig verzichtet.¹¹ In *Herrn Lublins Laden* ist der Bezug auf Deutschland besonders stark gegeben, doch auch viele andere Romane Agnons weisen ihn auf. Das gilt auch für *Schira*. Zwar spielt dieser Roman nicht in Deutschland, doch vermittelt er ein eindrückliches Bild vom Leben deutscher Juden im Israel der 1930er und 40er Jahre.

III.

Die Handlung des Romans setzt in Jerusalem Ende der 1930er Jahre mit der Geburt eines kleinen Kindes ein. Henriette Herbst, Gattin des an der Hebräischen Universität unterrichtenden Dozenten für byzantinische Geschichte, Manfred Herbst, bekommt in fortgeschrittenem Alter noch ein Töchterchen. Die Eltern geben ihm den Namen Sara. Sara ist ein Nachkömmling, denn das Ehepaar Herbst hat zwei bereits erwachsene Töchter, Sohara und Tamara. Diese beiden Töchter könnten unterschiedlicher kaum sein: Sohara ist sanft und bisweilen etwas rühr- und redselig; sie lebt in einem Kibbuz und wird sich im Laufe des Romans unter den vielen jeckischen Verehrern, die sich um sie bemühen, schließlich für den langen Abraham entscheiden. Bald schon erwartet sie ein Kind von ihm, es kommt nur wenig später als die kleine Sara zur Welt. Tamara, die andere bereits erwachsene Tochter der Herbsts, ist oft wortkarg und verschlossen. Doch wenn sie das Wort ergreift, erweist sie sich als eine durchaus reddegewandte Spötterin, die mit ihren koketten Sprachspielen vor allem den Vater in Verwirrung bringt und in Verlegenheit setzt; ihre Mutter zeigt sich diesen Manövern gegenüber sehr viel gelassener und souveräner. Tamara hat vor kurzem

10 *Schira* lässt sich in mancher Hinsicht als ein Gegenstück zu diesem Roman lesen. Vgl. Hessing, Jakob. „Die Kreise des Beamten. Verhüllter Untergang: S. J. Agnons unvollendeter Roman ‚Schira‘, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 261 (10. 11. 1998), S. 44.

11 Zwar gibt es in *Schira* einige wenige Bemerkungen diesen Charakters, doch sind sie außerordentlich knapp gehalten; sie tragen eher den Charakter eines ‚Ausbruchs‘ einzelner Figuren als den eines ‚Erklärungsversuchs‘. Der Roman enthält einige längere Passagen, die explizit auf die spezifische Situation in Leipzig und Deutschland eingehen, vgl. bes. S. 184 ff. und S. 194 ff.

erst die Schule abgeschlossen und unterrichtet nun mittellose jüdische Mädchen unentgeltlich im Hebräischen. Im Laufe des Romans schließt sie sich einer Untergrundbewegung gegen die englische Mandatsmacht an.

In dem Krankenhaus, in dem Henriette Herbst Sara zur Welt bringt, arbeitet die Krankenschwester Schira,¹² und da sie an diesem Abend Dienst hat, steht sie ihr bei der Geburt bei. Als das Kind auf der Welt ist, bittet Henriette Schira darum, mit ihrem Mann Manfred etwas essen zu gehen; sie sorgt sich um sein Wohlergehen so lange sie im Krankenhaus ist. Dies ist der Beginn der Liebesgeschichte zwischen Manfred Herbst und Schira. Es ist eine erstaunliche Geschichte in vielfacher Hinsicht, erst einmal aber ganz schlicht in der, dass Manfred Herbst zunächst alles andere als entzückt ist, ausgerechnet Schira an diesem Abend im Krankenhaus zu begegnen. Denn er hat sie bereits einige Male zuvor gesehen und bei der ersten Begegnung, wie auch bei den darauf folgenden, nicht eben den besten Eindruck von ihr gewonnen.

Es kam eine der Krankenschwestern, hochgewachsen und männlich aussehend, sie trug eine Brille, die von ihren Augen frech abstand und die Sommersprossen auf ihren grauen Wangen aufscheinen ließ wie Nagelköpfe an einer alten Wand. Vor drei, vier Jahren hatte Manfred Herbst sie zum ersten Mal gesehen. Es war, als Jerusalem in tiefer Trauer lag. Der Sohn einer hochgeachteten Familie war von einem Nichtjuden getötet worden, und die ganze Stadt war zusammengekommen, um ihm das letzte Geleit zu geben. Als alle dastanden in Trauer und Kummer, verließ eine Frau in Schwestertracht erhobenen Hauptes das Krankenhaus, eine glimmende Zigarette im Mund, Frechheit und Unverschämtheit in einer Person. Seitdem wandte Manfred Herbst jedesmal, wenn er ihr begegnete, das Gesicht von ihr ab, um sie nicht zu sehen.¹³

Wenige Tage nach der Entbindung kommt Henriette Herbst wieder nach Hause zurück, und das Paar richtet sich mit dem kleinen Kind ein. Der unruhigen Nächte wegen zieht Manfred Herbst sich zum Schlafen in sein Arbeitszimmer zurück. Dort widmet er sich einer umfassenden Studie über Armenbegräbnisse in Byzanz. Doch seine Gedanken wandern immer wieder zu Schira, – und auch seine Füße. Henriette Herbst bekommt von diesen Ausflügen ihres Gatten nicht viel mit, vielleicht interessiert sie sich auch nicht allzu sehr dafür. Gelegentlich kommt es zu merkwürdigen Gesprächen zwischen ihr und ihrem um Ausflüchte verlegenen Mann. Es sind Eigentümlichkeiten, die Henriette Herbst registriert, die sie jedoch nicht weiter verfolgt. Sie ist beschäftigt damit, ihren Alltag zu bewältigen, das kleine Kind nimmt sie in Anspruch, und nicht zuletzt auch das Bemühen, ihrem Mann genügend Freiraum für seine wissenschaftlichen Studien zu schaffen, damit endlich seine überfällige Beförderung vom einfachen Dozenten zum ordentlichen Professor

12 Wie der Autor S. Y. Agnon kommt die weibliche Hauptfigur des Romans *Schira* aus Galizien. Die Romanfiguren Manfred und Henriette Herbst sind etwa zehn bis fünfzehn Jahre früher als Schira, und damit etwa zur selben Zeit wie der Autor, der 1908 nach Palästina kam, aus Deutschland eingewandert.

13 Agnon, *Schira*, S. 7f. Nancy Ezer auf Gershon Shaked und Dan Miron sich berufende Deutung von Schira als einer *femme fatale* (vgl. Ezer, Nancy. „Flirtation in S. Y. Agnon's ‚Schira‘“. *History and Literature. New Readings of Jewish Texts in Honor of Arnold J. Band*. Hgg. William Cutter und David C. Jacobson. Brown University 2002. 125–136, hier S. 128) ist allein schon ausgehend von dieser ersten Schilderung des Erscheinungsbildes von Schira problematisch. Auch im Blick auf die Rolle der sexuellen Verführerin übt Schira zwar auf Manfred Herbst eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, ohne es jedoch darauf anzulegen; sie ist in keiner Passage lasziv oder ‚verrückt‘. Insofern greift auch Ezer in diesem Sinne vorgenommene typologische Gegenüberstellung von Henriette Herbst/ Schira als Eva/ Lilith zu kurz (ebd.).

erfolgen kann.¹⁴ Den Rest ihrer Zeit investiert Henriette Herbst in die zeitraubenden, aufreibenden und oftmals vergeblichen Versuche, noch in letzter Minute Ausreisepapiere für ihre in Deutschland zurückgelassenen Verwandten zu bekommen.¹⁵ Manfred Herbst raucht unterdessen viele Zigaretten in seinem Arbeits- und Schlafzimmer. Er sichtet und ordnet seine Karteikärtchen neu. Er wirft alte Pläne um und meint, endlich einen neuen Anfang, eine neue Struktur für seine Studie gefunden zu haben. Er wirft abermals alles um und entscheidet sich, anstelle einer wissenschaftlichen Arbeit eine Tragödie zu schreiben, die all das enthält, was er nicht in die Form einer wissenschaftlichen Arbeit bringen kann. Doch auch die Tragödie gerät ins Stocken. Am Ende des Romans ist weder die wissenschaftliche Studie noch die Tragödie fertig geworden.

Am Ende des Romans ist nicht einmal der Roman fertig geworden. *Schira* ist ein Fragment. Und doch hat der Roman bei all seiner Unabgeschlossenheit, einen Schluss, genauer: zwei Schluss-Varianten, die ebenso fulminant-knapp wie stimmig sind. In der ersten Variante trifft Manfred Herbst nicht mehr auf Schira. Diese Variante bricht unspektakulär und lapidar mit einem offenen Ende ab. In der zweiten Variante, in der Manfred Herbst zu Schira findet, ist der Wiederbegegnung eine lange Zeit voraus gegangen, in der es ihm gelungen ist, die Geliebte zu meiden – unterstützt durch den Umstand, dass sie umgezogen ist und er sie nicht mehr so mühe- und scheinbar absichtslos auffinden konnte.¹⁶ Unterdessen hat seine Frau ein viertes Kind zur Welt gebracht, nach drei Töchtern ist es der erste Sohn. Manfred Herbst wartet den Tag seiner Beschneidung ab, um dann unmittelbar nach der Feier zu Schira zu gehen. Deren Situation hat sich in der Zwischenzeit dramatisch gewandelt. Sie ist vom Aussatz befallen und lebt in einem von der Welt der Gesunden geschiedenen Bezirk am Rande der Stadt. Als sie Manfred erblickt, weist sie ihn zurück. Sie beschimpft und verspottet ihn, schließlich warnt sie ihn eindringlich: käme er ihr zu nahe, würde er sich den Tod holen. Manfred tritt zu ihr und verbindet sich ihr mit einem Kuss.¹⁷

14 Das hebräische Wort für *ordentlich* im Sinne eines akademischen Grades ist *gamur* und es hat zwei Bedeutungen, es meint „vollkommen“ ebenso wie „fertig, erledigt“ – die deutsche Übersetzung findet dafür die schöne Lösung des „fixundfertigen Professors“ (Agnon, *Schira*, S. 436 u. a.).

15 Das Ehepaar Herbst ist in den 1920er Jahren von Deutschland nach Palästina eingewandert, zu einer Zeit, als es von den Verwandten noch dafür ausgelacht wurde, der Großstadt Berlin die unkultivierte Wüste Palästinas vorzuziehen. Die Zeiten haben sich inzwischen sehr geändert und Henriette Herbst kann längst nicht in allen Fällen helfen, in denen sie sich für ihre Verwandten, Freunde und Bekannten einsetzt.

16 Zum doppelten Schluss in *Schira* vgl. auch Ezer, „Flirtation in S. Y. Agnons ‚Schira‘“, S. 135.

17 Manfred Herbst, der zu Beginn der Handlung *Schira* nur vom Sehen kannte, hatte ihr damals in geheimen einen Namen gegeben: Nadja. Dieser Name stellt eine Verbindung zu einem der wichtigsten Texte der Moderne her, zu dem surrealistischen Roman *Nadja* von André Breton. Die wahnsinnige Frau Nadja ist darin die Muse eines Schriftstellers. Am Ende des Romans wird sie in eine Irrenanstalt eingeliefert. Dieser Ort ist auf eine ähnliche Weise von der Gesellschaft der ‚Gesunden‘ geschieden wie der Bezirk der Aussätzigen, in dem Agnons *Schira* schließlich lebt. Im Unterschied zu Bretons *Nadja* ist *Schira* jedoch nicht nur in ihrem Verhalten auffällig ‚anders‘, sondern körperlich krank. Und im Unterschied zum männlichen Protagonisten in Bretons *Nadja* geht der männliche Protagonist in Agnons Roman Manfred Herbst am Ende mit seiner willentlichen Infizierung durch den Kuss unwiderruflich zu ihr, der Aussätzigen.

Für Manfred Herbst sind Nadja und Schira nicht voneinander zu unterscheiden: „Nadja, das ist Schira, das ist Nadja“ heißt es in der Exposition (*Schira*, S. 9). Der Erzähler steigert diese Verwirrung noch, wenn er hinzufügt, dass Schira einst ihren Namen im Andenken an die verstorbene Mutter ihres Vaters erhielt. Diese trug den Namen Sara. Im Hebräischen, das nur die Konsonanten notiert, sind die Notierungen von Schira und Sara identisch. Zugleich ist Sara auch der Name, den das Ehepaar Herbst seinem neu geborenen Töchterchen gibt. Dessen Geburt wiederum markiert den Beginn der Liebes-

IV.

Dem hebräischen Original entsprechend hebt sich *Schira* auch in der deutschen Übersetzung von den übrigen Romanen Agnons durch einen besonderen Ton ab.¹⁸ Die brillante Übersetzung Tuvia Rübners¹⁹ trifft das eigentümliche Changieren zwischen Zaudern und Bezauberung, zwischen Bekenntnis und Ambivalenz, zwischen Zurückhaltung und Anziehung, das nicht nur die Handlungen und Gedankengänge des Protagonisten Manfred Herbst in diesem Roman charakterisiert, sondern auch die der nicht zu fassenden Erzählinstanz. Die Übersetzung folgt ihren mäandernden Abschweifungen und Exkursen,²⁰ sie zeichnet die ebenso komplexen wie durchsichtigen Selbsttäuschungen des Protagonisten Manfred Herbst nach, seine sprunghaften Assoziationen und logischen Schlüsse, die sich in ihrer unmäßigen Häufung schließlich wechselseitig aufheben. Die Wege und Umwege, die Manfred Herbst geht, gleichermaßen um *Schira* aufzufinden wie um sie zu meiden, spiegeln sich in den Um- und Abwegen des Erzählens, in den Exkursen und Brüchen, in den Raffungen und Dehnungen.

Der Handlungsverlauf in *Schira* gestaltet sich durchaus „schleppend“. Diese Einschätzung wird an einem für die deutsche Rezeption der Werke Agnons prominenten Ort formuliert, in der *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*.²¹ Sie weist dem Roman ein eigenes Lemma zu, von dem ausgehend Leben und Werk Agnons in seiner Gesamtheit in den Blick genommen werden. Es mag zunächst ungewöhnlich erscheinen, einem einzelnen Roman eine solchermaßen zentrale Stellung im Gesamtwerk eines Autors zuzuschreiben, einem Roman zudem, der erstens posthum erschien und Fragment blieb.²² Berechtigt erscheint es jedoch allein schon angesichts des schlichten Umstands, dass die Arbeit an *Schira* Agnon jahrzehntelang begleitete. Erste Aufzeichnungen zu dem Roman datieren aus dem Jahr 1939, die letzten Bearbeitungen und Notizen fallen in die Zeit unmittelbar vor Agnons Tod 1970.²³ *Schira* beispielhaft für das Gesamtwerk Agnons zu lesen erhält seine Berechtigung

beziehung von Manfred Herbst und *Schira*. Die Geschichte von Manfred Herbst, dem untreuen Ehemann, wird damit *auch* lesbar als eine Geschichte einer ‚natürlichen‘ Generationenabfolge. Am Tag der Beschneidung seines Sohnes, am Tag der Aufnahme seines Sohnes in den Bund Gottes also, verlässt Manfred Herbst seinen Platz in der bürgerlichen Ordnung der Familie, um ihn an seinen ‚rechtmäßigen‘ Nachfolger abzugeben und den ersehnten Ort außerhalb der Gesellschaft einzunehmen.

- 18 Wesentliche Hinweise verdanke ich in diesem Zusammenhang den zahlreichen Gesprächen mit Itta Shedletzky, die wir im Laufe der vergangenen Jahre über Agnon geführt haben. Sie hat mich auf die Nähe *Schiras* zu den satirischen und parodistischen Schriften Agnons aufmerksam gemacht und meine Lektüre dieses Romans wie auch vieler anderer Romane und Erzählungen Agnons maßgeblich geprägt und bereichert.
- 19 Die Übersetzung Tuvia Rübners, eines Lyrikers und Literaturwissenschaftlers aus Bratislava, der 1941 nach Palästina kam, nimmt diesen Ton auf. Rübner versieht den vielschichtigen und anspielungsreichen Text in seiner Übersetzung mit einem erläuternden Apparat, der die Lektüre unterstützt, ohne den Resonanzraum des Textes zu zerstören.
- 20 Amos Oz bemerkt bereits zur Erzählinstanz in *Gestern, Vorgestern*: „Die Beweglichkeit des Erzählers, frei von Anführungszeichen, feinen Modulationen und Syntaxunterschieden, erlaubt ihm überraschende Standortwechsel, bei denen er unterschiedliche Positionen beziehen und eine gegebene Wirklichkeit synchron aus verschiedenen Winkeln darstellen kann (...)“ Oz, Amos. *Das Schweigen des Himmels. Über Samuel J. Agnon*. dt. von Ruth Achlama. Frankfurt a. M. 1998 [1993], S. 87.
- 21 Necker, Gerold. „Schira“. *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*. Bd. 5. Hg. Dan Diner. Leipzig 2014. 358–366.
- 22 Es handelt sich bei *Schira* allerdings um ein recht umfangreiches Fragment; in der deutschen Übersetzung umfasst der Roman etwa siebenhundertfünfzig Seiten.
- 23 Erste Entwürfe zu *Schira* entstanden bereits 1939, in den Jahren 1948/1949 veröffentlicht Agnon die ersten Kapitel des Romans in *Haaretz*, der Zeitung Salman Schockens. Es folgen in größerem zeitlichen

zweitens im Vergleich mit anderen Erzählungen und Romanen Agnons. Der Vergleich zeigt, dass in *Schira* viele Themen und Motive des Agnonschen Werks noch einmal gebündelt und in der Darstellung pointiert werden. Schließlich hat die exemplarische Sonderstellung von *Schira* drittens ihre Berechtigung in der poetologischen Dimension des Romans. Denn *Schira* lautet nicht nur der Name der Krankenschwester, in die sich der verheiratete Protagonist Manfred Herbst verliebt und mit der er Ehebruch begeht. Sondern das hebräische Wort *Schira* bedeutet zugleich Dichtung, Poesie. Entsprechend ist das auf *Schira* gerichtete, sehr konkrete körperliche Begehren Manfred Herbsts auf das Innigste mit seiner Poesieverliebtheit verschränkt. Mit dem ‚unrechtmäßigen‘ Begehren nach körperlicher Sinnlichkeit ist in diesem Roman immer auch das – nicht minder ‚unrechtmäßige‘, weil unsoziale – Begehren nach Dichtung und Poesie mitthematisiert.²⁴

V.

Die Herbsts sind nach Palästina eingewanderte Deutsche, sogenannte Jeckes.²⁵ Mit Manfred Herbst steht in *Schira* nicht nur ein Jecke im Zentrum des Romans, sondern auch dessen gesamtes jeckisches Umfeld. Im Falle Manfred Herbsts ist dies – keineswegs untypisch – ein akademisches Umfeld, genauer: das der 1918 gegründeten und 1925 eröffneten Hebräischen Universität in Jerusalem. Aus diesem Grund gilt *Schira* auch als ein Schlüsselroman, der über die Anfangszeit der Hebräischen Universität Auskunft gibt. Charakterzüge von und Anekdoten über Gelehrte wie Gershom Scholem, Martin Buber, Joseph Klausner und andere sind in die Gestaltung der Figuren eingegangen. Doch ist das akademische Milieu, das diese Figuren repräsentieren, so stark typisiert, dass *Schira* zugleich auch als ein ironischer Schlüsselroman für den Universitätsbetrieb überhaupt gelesen werden kann.

Weitaus bedeutsamer aber als diese Ebene des Romans ist seine Thematisierung der Bedrängnisse und Traumatisierungen deutscher Juden im Jerusalem der späten 1930er Jahre. Von einer der Figuren, der aus Berlin gerade noch rechtzeitig ins Exil geflohenen Dichterin Anita Brick,²⁶ heißt es:

Abstand einige weitere Kapitel. 1954, in der Zeit vor seinem Tod, arbeitet Agnon wieder an *Schira*, bricht das Schlusskapitel noch einmal auf und setzt den Roman fort. Nach dem Bericht seiner Tochter wünschte ihr Vater ausdrücklich eine posthume Veröffentlichung, eine Veröffentlichung mit einem (eigentlich mit zwei) offenen Ende(n).

- 24 Markiert wird das körperliche Begehren Manfred Herbsts bezeichnenderweise durch ein Zitat. Es greift eine Zeile aus einem Gedicht Chaim Nachman Bialiks, eines der bedeutendsten Dichter des Neuhebräischen, auf: „Fleisch von deinem Fleisch vergisst sich nicht leicht.“ Diese Zeile Bialiks stellt ihrerseits eine Anspielung auf den Text der Genesis dar. Sie durchzieht leitmotivisch den gesamten Roman.
- 25 Die Bezeichnung Jecke leitet sich aus einem Spottnamen ab, weil es heißt, dass die nach Palästina eingewanderten Deutschen auch unter den klimatischen Bedingungen des neuen Landes an den alten europäischen Bekleidungsgehnheiten festhielten und weiterhin Jacketts trugen. Die Bezeichnung ist heute noch gebräuchlich, auch die skizzierte etymologische Herleitung. Diese ist zwar umstritten, hält sich gleichwohl hartnäckig und ist insofern – ob etymologisch korrekt oder nicht – ‚zutreffend‘, weil sie Auskunft gibt über das Bild eingewanderter deutscher Juden in Palästina, und auch noch im heutigen Israel. Zur Darstellung der Jeckes in der hebräischen Literatur, darunter auch zu den Herbsts in *Schira* vgl. Feinberg, Anat. „Abbild oder Zerrbild? – Die Darstellung der Jeckes in der hebräischen Literatur“. *Die Jeckes*. Hg. Gisela Dachs. Frankfurt a. M. 2005. S. 170–178.
- 26 Zur allein stehenden Dichterin Anita Brick und ihrer ‚Spiegelungsfigur‘ im palästinensischen Exil, der Gattin des bedeutenden Gelehrten Rika Weltfremdt vgl. Popien, „The Bookcase of Dr. Manfred Herbst“. S. 83.

Aber je besser es ihr geht, desto schlechter fühlt sie sich; sie denkt an Vater und Mutter, die in Berlin unter den Nazis dahinkümmern, und sie vernag nicht das Geringste für sie zu tun. Und manchmal geht ihr durch den Sinn, wer wir sind: wenn wir Menschen sind, wo bleibt dann das menschliche Herz? Man läßt es sich gutgehen und fühlt nicht die Qual unserer Angehörigen in Deutschland und in den anderen unterworfenen Ländern. Schon hatte Anita aufgehört, sich über Hitler und seine Horden zu empören; sie sind Geschmeiß und benehmen sich wie Geschmeiß. Wir aber hier, Einwohner vom Land Israel, wie können wir ruhig dasitzen, essen und trinken und schlafen als sei nichts geschehen. Es kommt vor, daß ich in der Nacht aufwache und schreien will: was sitzen wir da, hört ihr nicht das Wimmern unserer Brüder und Schwestern. Und ich gehe auf die Veranda hinaus und blicke in alle Windrichtungen und frage: woher wird Hilfe kommen? Plötzlich höre ich eine Stimme, Erwacht, rafft euch auf, erhebt euch, und ich sehe ein Licht in den Fenstern, und Juden verlassen ihre Häuser, laufen und eilen. Ich sage zu mir: diese haben die Stimme vernommen, sind erwacht und eilen, das Volk zu retten. Am Ende sehe ich, daß sie ins Bethaus laufen, um ihr Gebet schnell fertig zu haben und an ihre Geschäfte zu gehen, wie gestern und wie vorgestern.²⁷

Später im Roman wird diese Thematik noch einmal zugespitzt, diesmal bezogen auf Henriette Herbst und ihre unzähligen Ämtergänge, die durch die Pflichten ihres Daseins als Mutter und Ehefrau eingeschränkt werden:

Schalkheit ist ein schwierig Ding, doch um das Bittere zu versüßen, treibe ich Spaß und erzähle einen kleinen Witz. Die Nazis wissen, dass Henriette Herbst keine Zeit hat, ihren Verwandten zu schreiben, so liquidierten sie einen Teil von ihnen und sperren den anderen ein, damit sie Henriette nicht mehr mit ihren Schreiben plagen.²⁸

VI.

Agnon erzählt mit altmodischer Umständlichkeit. Sämtliche Erzählungen und Romane Agnons verzichten darauf, die Handlung straff voranzutreiben. Davon ausgenommen sind die knappen Expositionen. Nicht ohne den Unterton eines gewissen Nationalstolzes bemerkt Amos Oz anlässlich der ersten Seiten von *Gestern, Vorgestern*: „Schon sind die Spielfiguren auf dem Brett verteilt, die Ausgangslage ist dargestellt, und die Handlung kann ihren Lauf nehmen. Tolstoi hätte dafür wohl hundert Seiten gebraucht.“²⁹ Es ist ein ‚Vorsprung‘, der auf den folgenden mehreren hundert Seiten wieder verspielt wird; das betont nachlässige Spiel mit dem Erzähltempo erweist sich als eines der Lieblingsspiele der Erzählinstanz. So heißt es etwa in der Mitte des insgesamt etwa sechshundertfünfzig Seiten starken Romans *Gestern, Vorgestern*: „Was alles da zur Sprache kam! Was etwa nicht? Wir wollen die Unterhaltung übergehen – sie war so lang, uns liegt an Kürze!“³⁰ Auch die ersten Seiten von *Schira* skizzieren das gesamte Szenario des Romans in aller Knappheit, um sich dann Zeit, sehr viel Zeit zu lassen. So wird etwa in größter Detailverliebtheit beschrieben, wie sich Manfred Herbst und Schwester Schira einander annähern, dann aber wird die Beschreibung der eigentlichen Liebesbegegnung außerordentlich knapp gehalten:

27 Agnon, *Schira*, S. 558 f. Die Formulierung „wie gestern und wie vorgestern“ ist eine Anspielung auf Agnons Roman *Gestern, Vorgestern*, der in den 1910er Jahren spielt; durch die historische Perspektivierung verstärkt sie die Klage über den gleichgültigen Lauf der Geschichte.

28 Agnon, *Schira*, S. 732.

29 Oz, *Das Schweigen des Himmels*, S. 89.

30 Agnon, S. Y. *Gestern, Vorgestern*. Dt. von. Karl Steinschneider. Frankfurt a. M. 1969 [1946], S. 316.

[...] er streichelte ihre Wange. [...] Sein ganzes Blut strömte in die Hand, und diese befreite Funken eines starken Feuers, das von der Flamme des Blutes kommt. Schira schloss die Augen und öffnete sie wieder und sah ihn an. Wieder spannte sich eine Art Streifen zwischen ihren Augen, nicht ein Neugierstreifen, sondern wie bei einer Frau, deren Herz sich der Liebe zuwendet. Und die bereit ist, alles für ihre Liebe zu tun. Sie neigte den Kopf nach links, und ihre Augen blickten ihn schräg an und ließen von ihm auch nicht um Haaresbreite ab.

Ich unterbreche mittendrin und überspringe die Dinge zwischen Mann und Frau und fahre fort und erzähle, was nachher geschah, also nachdem Herbst Schira verließ.³¹

Da die Erzählinstanz so präsent ist und da sie oftmals so selbstironisch in Erscheinung tritt, wird Agnon in deutschsprachigen Arbeiten häufig mit Thomas Mann verglichen. Speist sich Ironie bei Thomas Mann jedoch aus dem Pakt, den der Erzähler mit dem Leser gewissermaßen ‚hinter dem Rücken‘ seiner Figuren eingeht, so verzichtet Agnon auf Bündnisse dieser Art. Er erinnert den Leser vielmehr immer wieder daran, dass er sich nicht allzu vertrauensselig und bequem auf das einlassen sollte, was ihm der Erzähler auftischt. Doch auch wenn die beharrliche Nennung Thomas Manns in diesem Punkt irreführend sein mag, weil sie an einer wichtigen Differenz zwischen Mann und Agnon vorbei geht, so ist sie in anderer Hinsicht doch aussagekräftig. Sie ist es im Hinblick auf die Frage, in welcher Weise der Autor ‚hinter‘ dem Text in das Spiel der Erzählinstanz mit dem Leser einbezogen ist. Auch wenn Agnon, anders als Thomas Mann, erst im hohen Alter der Literaturnobelpreis zuerkannt wurde, so wurde er – wie die Verlagsankündigungen von Schocken zeigen – schon frühzeitig als Hoffnungsträger und prominenter Vertreter der neuhebräischen Literatur wahrgenommen. ‚Hinter‘ den Werken beider Autoren stehen also ausgewiesenermaßen ‚große Männer‘ der Literatur. Viele der Romane Agnons spielen mit der Rolle des berühmten Autors.³² Dabei erfüllt bei beiden Autoren, bei Agnon wie bei Mann, das ironische Spiel mit dem autobiografischen Material nicht nur die Funktion, die öffentlich anerkannte eigene Größe ironisch zu unterlaufen. Zugleich wird damit der Eindruck von der Größe des Autors ‚hinter‘ dem Text noch einmal befestigt: kann dieses Spiel doch nur der spielen, dem entsprechende Projektionsfiguren der eigenen Person zur Verfügung stehen. In diesem Sinne ist es als ein (selbst)kritischer Kommentar zu verstehen, wenn in *Schira* der Protagonist Manfred Herbst zu einer Demutsgeste findet und am Ende seines geistreichen Spiels in einem Gespräch auf eine leere Hand blickt.³³

Zum Spiel mit der eigenen Berühmtheit gehört schließlich auch der scheinbar altertümliche Ton, den S. Y. Agnon und Thomas Mann anschlagen – um sich dann jedoch immer wieder als erstaunlich ‚modern‘ zu erweisen. Wenn bei Agnon beispielsweise von Kontrazeptiva und ihrer Benutzung die Rede ist, dann klingt das in seinem Roman über den Laden des Herrn Lublin recht umständlich so:

Die Mutter des Mädchens war verheiratet mit dem Besitzer einer Fabrik zur Herstellung von Erzeugnissen aus Gummi, und zwar solcher Produkte, wie sie in Apotheken und Drogerien verkauft werden. Zu Anfang war es ein kleines Geschäft gewesen und die Zahl der Kunden gering.

31 Agnon, *Schira*, S. 38.

32 Am stärksten spielt mit dieser Rolle der Roman *Nur wie ein Gast zur Nacht*. In *Herrn Lublins Laden* wird die Erzählinstanz an einer Stelle sogar direkt mit dem Namen des Autors angeredet: „Agnon, mein Freund, ich sage Ihnen etwas“ (Agnon, *Herrn Lublins Laden*, S. 190).

33 Agnon, *Schira*, S. 353. Die Textstelle wird am Ende des vorliegenden Beitrags vollständig zitiert (vgl. Fn 44).

Da die Mehrheit der Bevölkerung begann, Produkte aus Gummi zu benutzen, vergrößerte sich die Zahl der Kunden, und jener Mann tat sich mit einem Partner zusammen. Dieses Detail fügt der Geschichte nichts Wesentliches hinzu. Also weshalb führte ich es hier an? Um dir mitzuteilen, daß der Ehemann der Mutter des Mädchens ein reicher Mann gewesen war.³⁴

Im Widerspiel von antiquierter und moderner Sprache, von Vergangenheit und Gegenwart behauptet sich zugleich der Anspruch des Agnonschen Werks auf überzeitliche Bedeutung und Kanonizität.

VII.

In *Schira* sind es vor allem die beiden erwachsenen Töchter des Ehepaares Herbst, die ganz und gar ‚heutige‘ Figuren mit einer durch und durch ‚heutigen‘ Denk- und Redeweise verkörpern. Beide Töchter leben ein klares politisches Bekenntnis zu dem modernen israelischen Staat, der sich in den Jahren, in denen die Romanhandlung angesiedelt ist, gerade erst konstituiert.³⁵ Und beide Töchter gestalten ihre Lebensentwürfe, insbesondere ihre Beziehungen zum anderen Geschlecht – zumindest aus der Perspektive ihres Vaters – recht ‚modern‘. Doch während sich Soharas Leben mit Mann und Kind bald schon in geregelteren Bahnen bewegt, ist Tamara weniger leicht zu fassen und ‚an den Mann zu bringen‘. Manfred Herbst möchte sie gern mit einem seiner geschätzten Kollegen, mit Dr. Taglicht verbinden.³⁶ Als Manfred Herbst einmal versucht, ein anzügliches Geplänkel seiner dem Doktor Taglicht gar nicht einmal abgeneigten Tochter Tamara zu beenden und in eine andere, ‚seriosere‘ Richtung zu lenken, gerät er immer tiefer in die Rolle des antiquiert-täppischen, hoffnungslos-weltfremden, stubenhockenden Gelehrten hinein.

Tamara sagte, Sonderbar sind die Wissenschaftler, alles, was einer hat oder macht erscheint ihnen als Geschreibe. Es gibt Romane, liebes Papachen, die man nicht schreibt, und ich verrate Dir ganz leise, gerade die sind die interessantesten. Herbst sagte, so willst Du also sagen, dass du dort Romane mit den Lehrern hast. Tamara lachte und sagte, Habt ihr schon solche Menschen gesehen? Sie meinen, die ganze Erdkugel nähmen Lehrer ein. Mein süßes Väterchen, es gibt in der Welt Leute, die keine Lehrer, Dozenten und Professoren sind. Sind Sie auch Lehrer, Doktor Taglicht? Taglicht sagte, Ich bin es gegen meinen Willen. Tamara sah ihn an und fragte, Was heißt Lehrer gegen Willen. Taglicht entgegnete, Wie zum Beispiel Sie. Tamara sagte, Ich, ich bin gerade froh, dass ich Lehrerin bin – aber Frau von einem Lehrer, auf diese Ehre verzichte ich. Taglicht fragte, Und Frau von wem möchten Sie sein? Tamara erwiderte, Haben Sie Geduld, mein Herr, Sie werden es sehen.³⁷

So wie das changierende Spiel Tamaras sie als besonders begehrenswert erscheinen lässt, entzündet sich das Begehren, das ihren Vater Manfred Herbst in der Begegnung mit jungen Frauen erfasst – allen voran in den Begegnungen mit Schira –, immer dann besonders zuverlässig, wenn ihre geschlechtliche Zuordnung unklar ist: Es entzündet sich etwa an

34 Agnon, *Herm Lublins Laden*, S. 165f. Es dürften Passagen wie diese gemeint sein, die Yoram Kaniuk mit dem etwas enervierten Urteil des ‚Parfümierten‘ belegt hat.

35 Die Romanhandlung spielt Mitte bis Ende der 1930er Jahre, die Staatsgründung Israels erfolgte 1948.

36 Um genau zu sein: es handelt sich bei Dr. Taglicht um den *einzig geschätzten* seiner Kollegen, auch wenn es sich bei ihm streng genommen insofern nicht um einen Kollegen handelt, als er bezeichnenderweise nicht der Institution der Hebräischen Universität angehört. Selbst die Doktorprüfung konnte man Taglicht, dem Freigeist, nicht regulär abnehmen, sondern nur durch eine List abluchsen.

37 Agnon, *Schira*, S. 645f.

dem Umstand, dass Schira in ihrer Schwestertracht besonders männlich und in Männerkleidung besonders weiblich wirkt, es entzündet sich etwa auch an dem Flaum auf der Oberlippe von Lisbeth Neu, der Nichte seines akademischen Gönners an der Hebräischen Universität, die Manfred Herbst den gesamten Roman hindurch immer wieder beschäftigt. Sie rückt seine Tochter Tamara, die ihm so fremd und zugleich so vertraut ist, die ihm so ähnlich ist und ihm zugleich so viel Unbehagen zu bereiten versteht, in die Nähe dieser Frauen.³⁸

Von diesen Frauen unterschieden sind Frauen, die in ihrer geschlechtlichen Zuordnung ‚eindeutig‘ sind, allen voran die Gattin Henriette. Sie vermag nicht (mehr) das Begehren ihres Mannes zu erwecken. Zwar gelten der gemeinsam mit ihr zugebrachten Lebenszeit liebevolle Erinnerungen, insbesondere der Anfangszeit des Kennenlernens und der Ehe, in der Gegenwart wird Henriette jedoch höchstens Anerkennung zuteil, keinesfalls gelten ihr Begehrlichkeiten. Mit kühlem, bisweilen durchaus denunziatorischem Blick betrachtet Manfred Herbst den alternden Körper seiner Frau. Zwar kommentiert er auch gelegentlich selbstironisch das eigene Altern wenn er darüber reflektiert, ob *er* wohl für die jungen Frauen, die sein Interesse erregen, umgekehrt auch als ein Objekt *ihrer* Begierde noch in Frage käme, doch wird der eigene körperliche Verfall nicht in derselben Weise ausbuchstabiert wie der seiner Frau. Die selbstbewussten und in ihrer Geschlechtlichkeit zweideutigen Frauen, die Tochter Tamara und die Geliebte Schira, lachen Manfred Herbst hin und wieder aus und relativieren auf diese Weise seine gelegentlichen Anflüge von ‚männlicher‘ Überlegenheit.

VIII.

Das Spiel mit den Geschlechterrollen ist eines, das Agnons gesamtes Werk durchzieht und bestimmt; in *Schira* findet es seine vielleicht nachdrücklichste Ausgestaltung. Es klingt bereits früh in dem von Agnon selbst gewählten Künstlernamen an, den er seit 1924 zu seinem offiziellen Nachnamen wählt. Nach einigen Gedichten in jiddischer und hebräischer Sprache, die unter dem Geburtsnamen Samuel Josef Czaczkes erschienen, veröffentlichte er unter dem Namen S. Y. Agnon 1908 erstmals eine Prosaarbeit. Aus ihr leitete er seinen Künstlernamen ab. Die Erzählung trägt den Titel *Agunot*, das heißt übersetzt: *Gebundene Frauen*. Der Singular, *aguna*, ist ein Terminus der jüdischen Rechtssprechung. Er bezeichnet eine verheiratete Frau, die von ihrem Mann getrennt ist, ohne von ihm einen *get*, einen Scheidebrief, zu bekommen. Dieser aber wäre erforderlich, um sie von der mit der Eheschließung eingegangenen Bindung wieder zu befreien. Die Vergabe des Scheidebriefes ist ein einseitiger Akt. In Anlehnung an das Schicksal der *aguna*, der gebundenen Frau, die nach jüdischem Rechtsverständnis – übrigens bis heute – auf die Einwilligung, also schlimmstenfalls auf die Willkür ihres Gatten angewiesen ist, nennt sich Agnon „der Gebundene“.

Abgesehen von der geschlechtlichen Umcodierung, mit der diese Namensgebung spielt, indem sie sich auf die erste Erzählung Agnons bezieht, verweist das Bild vom „Gebunde-

38 Einmal meint Manfred Herbst, sie bei einer Demonstration zu sehen. Doch kann er nicht klar erkennen, ob er seine Tochter oder einen jungen Mann vor Augen hat. Dies ist eine bemerkenswerte Unsicherheit, insofern das Changieren zwischen den Geschlechteridentitäten im Roman noch einige Male begegnet; es ist eine bemerkenswerte Unsicherheit auch deshalb, weil sie sich immerhin auf die eigene Tochter bezieht und Manfred Herbst nicht entscheiden kann, ob sie es ist oder ein Fremder.

nen“ möglicherweise auf eine weitere Ebene, die für das Werk Agnons zentral ist: auf die religiöse Dimension seiner Texte. Die ‚Gebundenheit‘, die der Autorennamen behauptet, bezöge sich dann auch auf die Gottesbeziehung. Mitgeteilt würde in dem Namen eine frühere, sinnlich erfahrene und damit auch bezeugte Gottesbindung, die in der Gegenwart so nicht mehr besteht. Entscheidend daran wäre, dass die Bestätigung der Auflösung dieser Bindung von Seiten des überlegenen ‚männlichen‘ Partners zu leisten wäre; die (befreiende) Lösung der ehemals institutionalisierten Liebesbeziehung jedoch verweigert wird.

Bei Agnon ist die Frage nach der Autorinstanz immer auch die nach der abwesenden göttlichen Instanz. Agnons Werk ist um diese Frage zentriert. Aus diesem Grund wird in deutschsprachigen Arbeiten zu Agnon neben Thomas Mann oft auch Franz Kafka ins Spiel gebracht. In der Tat finden sich gerade unter den frühen Texten Agnons eine Reihe kürzerer Texte, bei denen sich ein Vergleich mit Kafka aufdrängt; für die späteren und längeren Texte gilt dies nicht in demselben Maße. Zugleich aber stehen auch diese frühen Texte für eine so andere Haltung zur Frage der Gottverlassenheit in der Moderne, dass der Vergleich mit Kafka schließlich ebenso unzulänglich erscheint wie der mit Thomas Mann.

IX.

Die poetische Sprache Agnons ist durchdrungen von biblischem Pathos und durchsetzt mit biblischen Zitaten. Auf der Suche nach transtextuellen Bezügen im Werk Agnons spielt die deutsche Literatur zwar eine wichtige Rolle,³⁹ doch ist diese in keiner Weise zu vergleichen mit der Fülle an wörtlichen und abgewandelten Zitaten und Anspielungen auf die religiösen Schriften des Judentums. Das gilt auch für *Schira*. In gewisser Weise mag dies erstaunlich erscheinen, insofern Manfred Herbst als ein an Glaubensfragen nicht sonderlich Interessierter, ja als ein Ungläubiger beschrieben wird; weder das Ehepaar Herbst noch ihre erwachsenen Töchter besuchen im Verlauf des Romans jemals eine Synagoge. Die explizite Charakterisierung Manfred Herbsts als ungläubig erfolgt allerdings durch eine Romanfigur, die nicht zu den bevorzugten Gesprächspartnern Manfred Herbsts gehört. Es ist der getaufte Jude mit dem sprechenden Namen Schächersohn, besessen von dem aufdringlich missionarischen Eifer der Konvertiten, der Manfred Herbst so bezeichnet. Er bezichtigt ihn eines falschen Hochmuts, der sich hinter seinem Unglauben verberge.

Ich bitte Sie, Doktor Herbst, worin seid Ihr über mich erhaben. Ich bitte Sie, Doktor Herbst, worin seid Ihr mir überlegen? Vielleicht weil Ihr ohne Religion und Glauben seid? Denkt Ihr etwa, dass man ohne Religion und Glauben auskommen kann? Und wenn wir selbst annehmen, dass der einzelne glaubenlos existieren kann, für die ganze Zeit seines Lebens vermag er es nicht, und ist er selbst die ganze Zeit seines Lebens dazu fähig, eine Gemeinschaft, eine Allgemeinheit, eine Nation sind es keineswegs. Ein Leben ohne Religion führt zu Gesetzeslosigkeit und diese weckt alle bösen Triebe, und Verderbtheit bringt Untergang mit sich. Herbst entgegnete ihm bedächtig, Ist denn ganz Israel ohne Glauben? Überhaupt will ich Ihnen, Herr Schächersohn sagen, dass diese Dinge ganz außer meiner Reichweite liegen, und ich habe keine Absicht, Ihnen nahezutreten wenn ich Ihnen sage, daß dieses Gespräch in meinen Augen überflüssig ist.⁴⁰

39 Vgl. Popien, „The Bookcase of Dr. Manfred Herbst“, S.63–113.

40 Agnon, *Schira*, S. 364. Mit dem „Israel“, von dem hier die Rede ist, ist nicht der moderne Staat Israel gemeint – die Romanhandlung spielt wie gesagt etwa zehn Jahre vor der Staatsgründung – sondern die Juden in ihrer Gesamtheit.

Anders als Schächersohn nimmt Manfred Herbst nicht an, dass Israel „ohne Glauben“ sei; sein Ausweichen auf diesen Teil des Vorwurfs erlaubt es ihm – nicht zuletzt in Bezug auf seine eigene Person – nicht auf die Glaubensfrage Schächersohns reagieren zu müssen. Manfred Herbst bezeichnet das Thema als außerhalb seiner Kompetenzen liegend und zudem als prinzipiell ungeeignet für jede weitere Erörterung. Seine Reaktion lässt sich möglicherweise auch als ein Hinweis darauf lesen, wie Agnon selbst die Behandlung religiöser Fragen in seinen Werken verstanden wissen möchte: Sie spielen unübersehbar eine wesentliche Rolle ohne dass sie jedoch – mit einem ‚Ergebnis‘ gar – eingehender erörtert werden sollen.

Auch sind es nicht so sehr religiöse Themen, die in *Schira* und in anderen Werken Agnons angesprochen werden. Es ist vielmehr die Sprache, die in ihrem ‚altmodischen‘ Duktus ebenso wie in ihren transtextuellen Bezügen religiös geprägt ist. Weitreichende Überlegungen hierzu – und mit ihnen kann der Bogen zurück zu den eingangs zitierten Bemerkungen des Schocken-Verlags geschlagen werden – legt Agnon in *Schira* bezeichnenderweise nicht Manfred Herbst in den Mund, sondern dessen Studenten. Manfred Herbst trifft in einem der Jerusalemer Kaffeehäuser auf sie. Es entsteht eine etwas peinliche Situation, denn Manfred Herbst befindet sich in der Begleitung seiner Geliebten Schira. Um die Situation zu überspielen, tritt Manfred Herbst an den Tisch der beiden Studenten heran, die sich im angeregten Gespräch befinden. Etwas anbiedernd redet er sie „in einer Sprache, die, wie er annahm, Studentensprache war“ an, um sich zu ihnen zu setzen und sich an ihrem Gespräch zu beteiligen. Dieses hat nichts Geringeres zum Gegenstand als das Wesen der Dichtung und der poetischen Sprache. Manfred Herbst bekennt seinen Studenten:

Je intensiver ich mich der Sprache widme, desto mehr sehe ich sie als die vorzüglichste aller Gaben an, die dem Menschen zuteil wurden, seit er auf Erden ist. [...] Wir besitzen maßlos Worte, die wir nicht gebrauchen, und da kommt einer, der Dichter heißt, und fügt soundso viele Worte aneinander, und sogleich ist ein jedes von ihnen ein wahrer Genuß und ein richtiger Segen. Meine Herren, ich kam, um Neues zu hören, und am Ende gebe ich veraltete Weisheiten von mir.⁴¹

Die Studenten lassen ihren Professor reden. Erst als er verstummt, ergreifen sie wieder das Wort⁴² und gehen an jenen Punkt der Unterhaltung zurück, an dem sie vor seinem Hinzutreten angelangt waren und an dem sie über die Besonderheit der hebräischen Sprache und ihrer besonderen Eignung für die Dichtung sprachen.

(...) keine Sprache gleicht dem Hebräischen, und die hebräischsprachige Poesie gleicht keiner anderssprachigen. Finden wir in einer anderssprachigen eine von anderswoher bekannte Fügung von drei, vier Worten, sagten wir: Plagiat. In der hebräischen Poesie hingegen ist jeder, der solche Fügungen gebraucht, lobenswert, und je mehr, desto besser. Da das Hebräische keine Umgangssprache ist und alle seine Schätze in Büchern verborgen liegen, gibt notwendigerweise jeder, der etwas den Büchern entlehnt und in seinem Buch verwendet, dem Entlehnten neues Leben, das wieder etwas aus sich nach seinem Bilde gebiert, und so immer fort und immer weiter. (...)

41 Agnon, *Schira*, S. 351.

42 Das Gesicht Manfred Herbsts verdüstert sich und die Studenten beziehen dies auf die Unzulänglichkeit ihres Gesprächs. In Wahrheit jedoch ist Manfred Herbst nicht über ihr Schweigen verärgert, sondern plötzlich fällt ihm seine Tochter Sara ein und die eigene Achtlosigkeit, mit der er ihr begegnet, da der Tag ihrer Geburt mit der Bekanntschaft mit Schira zusammenfällt.

Manfred Herbst senkte den Kopf und griff nach dem Tischbesteck, berührte es und zog die Hand wieder zurück. Er schaute auf seine leere Hand und sagte leise, Wessen Besitz gedeckt ist, der darf von überall nehmen.⁴³

Die Formulierung von dem Entlehnten, „nach dessen Bilde“ wieder etwas Neues geboren wird, erinnert nicht zufällig an die biblische Schöpfungsgeschichte. Die Wiederbelebung des Althebräischen im Neuhebräischen bewahrt und erneuert diese religiöse Qualität; darin unterscheidet sich das Hebräische als Sprache der Dichtung von anderen Sprachen. Die Überlegungen, die Agnon den beiden Studenten in den Mund legt, geben eine verbreitete Auffassung wieder, nach der das Neuhebräische als die gelungene Überführung der Sakralsprache des Althebräischen in die moderne Alltagssprache des Neuhebräischen verstanden wird.⁴⁴

Eine einschlägige Überblicksdarstellung aus dem Jahr 1921, die *Geschichte der neuhebräischen Literatur* von Joseph Klausner,⁴⁵ fasst diese Auffassung zusammen. Dabei beschreibt sie das Verhältnis des Althebräischen zum Neuhebräischen nicht als das einer Wiederbelebung, sondern vielmehr als das eines Wiederauflebens. Denn das Althebräische, so argumentiert Klausner, das zur Zeit des Zweiten Tempels bis 200 n. Chr. noch Umgangssprache war (wenn auch nur unter den Gelehrten) hörte zwar im dritten, spätestens im vierten Jahrhundert n. Chr. auf, Umgangssprache zu sein, lebte jedoch in den heiligen Schriften fort und erhielt sich so durch die Jahrhunderte hindurch.⁴⁶ In Klausners Überblicksdarstellung spielt die politische Funktion, die er dem Wiederaufleben des Hebräischen Ende des 19. Jahrhunderts zuweist, eine entscheidende Rolle; Klausner versteht sie als eine „Notwendigkeit für das ganze nationale Judentum“.⁴⁷ Die Studenten Manfred Herbsts hingegen berühren in ihrem Gespräch über Sprache und Poesie diesen nationalen Aspekt nicht, und dies, obgleich

43 Ebd. S. 352 f.

44 Die weiter oben zitierte programmatische Erklärung des Schocken-Verlags formuliert eine ganz ähnliche Auffassung.

45 Klausner, Joseph. *Geschichte der neuhebräischen Literatur*. Deutsche Ausgabe. Hg. Hans Krohn. Berlin 1921. Klausners *Geschichte der neuhebräischen Literatur* versteht sich als Einführung und Überblick, sie wendet sich ausdrücklich an deutsche, des Hebräischen nicht mächtige Leser – und damit auch an viele Dozenten der Hebräischen Universität, die zur Zeit ihrer Gründungsphase stark von deutschen Einwanderern geprägt war, etwa ein Drittel der Professuren hatten deutsche Einwanderer inne. Agnon thematisiert in *Schira* mehrfach den Umstand, dass viele der Dozenten – im Unterschied übrigens zu Manfred Herbst – das Hebräische nicht beherrschen. Klausner war in den 1930er Jahren Professor für Hebräische Literatur an der Universität in Jerusalem – also in eben jener Zeit, in der Agnon die Romanhandlung in *Schira* ansiedelt – und er war eine der zentralen Figuren des Jerusalemer Universitätsbetriebs. Darf man seinem Großneffen Amos Oz Glauben schenken, so ist ihm in einem der Professoren in *Schira* ein Denkmal gesetzt, wenn auch ein ganz besonders unvorteilhaftes. In Professor Bachlam meint Amos Oz seinen Großonkel Joseph Klausner identifizieren zu können, der 1919 nach Jerusalem gekommen war und dort einige Jahre lang in unmittelbarer Nachbarschaft zu Samuel Agnon lebte. Oz widmet diesem Großonkel in seinem Roman *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis* drei Kapitel (Kap. 9–11).

46 „Zu gleicher Zeit, als das Lateinische im Mittelalter nur die Angelegenheit der Gelehrten, Philosophen und Theologen war, drang die hebräische Sprache dank der Verpflichtung jedes Juden, Bibel zu lernen, auf unmerkliche Art in das jüdische Volk, beeinflusste alle seine Vorstellungen, seine Art, seine Gedanken auszudrücken, mit einem Worte, sie legte ein unverwischbares Siegel auf alle Werke seines Geistes und seiner Rede“ (Klausner, *Geschichte der neuhebräischen Literatur*, S. 10).

47 Ebd., S. 12. Dies kann kaum überraschen: Klausner, 1874 in Litauen geboren, wanderte 1919 als nationalliberaler Zionist nach Palästina aus.

sich der Roman – vor allem in den Lebensentwürfen der erwachsenen Töchter – durchaus auch politisch artikuliert und positioniert.

Der Ehrgeiz der jungen Generation in der neuhebräischen Literatur, so argumentiert Dan Miron in seiner 2010 erschienenen Untersuchung über das Prophetische in der modernen hebräischen Literatur, könne allerdings kaum darauf reduziert werden, dass sie die Sakralsprache des Althebräischen in eine alltagstaugliche, säkulare Sprache umwandelten. Vielmehr machten sich diese Autoren über die Erneuerung und Fortentwicklung der Sprache hinaus einen weiter reichenden Prozeß der Säkularisierung der Gesellschaft zur Aufgabe. Zugleich aber sei gerade *dieses* Anliegen keineswegs klar umrissen. Vielmehr bezeugten die Werke der neuen Generation eine tiefgreifende Ambivalenz in Bezug auf die Frage, wie weitgehend die Säkularisierung voranzutreiben sei.⁴⁸ Es ist eben diese Ambivalenz, die in besonderem Maße die Werke S. Y. Agnons kennzeichnet.⁴⁹

Nach der Shoah, so führt Jürgen Habermas im Blick auf das Werk Gershom Scholems aus – und dies kann auch für Agnon geltend gemacht werden –, erhält die Konzeption der hebräischen Sprache und Poesie als einer ‚säkularen Sakralsprache‘ noch einmal ein besonderes und eigenes Gewicht: „Unter den modernen Gesellschaften wird nur diejenige, die Wesentliches ihrer religiösen Überlieferung in die Bezirke der Profanität einbringt, auch die Substanz des Humanen retten können.“⁵⁰ Von dieser Einsicht ist das literarische Werk S. Y. Agnons gekennzeichnet. Das Dilemma, dass der Shoah einerseits keine Funktion zugewiesen werden *kann und darf* – und sei es jene, als ‚Lehrbeispiel‘ der Geschichte zu fungieren –, dass die Shoah andererseits jedoch zu erinnern *ist* – „dass Auschwitz nicht noch einmal sei“, wie Adorno es 1966 formuliert⁵¹ – dieses Dilemma ist nicht zu lösen. Doch sind in der Literatur unterschiedliche Wege gangbar. Agnon findet zu einem Weg, der an die jüdische Tradition vor 1933 anschließen und der nach der Katastrophe der Shoah weiter beschritten werden kann – in Reaktion auf die Shoah, doch nicht nach ihrer Maßgabe.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Agnon, S. Y.: *In der Gemeinschaft der Frommen*. Berlin 1935.

–: *Gestern, Vorgestern* (hebr. 1946). Aus dem Hebräischen übersetzt von Karl Steinschneider. Frankfurt a. M. 1969.

–: *Nur wie ein Gast zur Nacht* (hebr. 1951). Aus dem Hebräischen. übersetzt von Karl Steinschneider. Frankfurt a. M. 1964.

–: *Schira* (hebr. 1970). Aus dem Hebräischen übersetzt von Tuvia Rübner. Frankfurt a. M. 1998.

–: *Herrn Lublins Laden* (hebr. 1974). Aus dem Hebräischen übersetzt von Inken Kraft. Leipzig 1993.

48 Vgl. Miron, Dan. *The Prophetic Mode in Modern Hebrew Poetry*. New Milford 2010, S. 11.

49 Amos Oz illustriert diese Ambivalenz mit einem Zitat aus Agnons Erzählung *Tehilla*: „An der Klage-mauer, so erzählt der Erzähler, stehen Juden, die beten, und solche, die fragen, und von sich selber bezeugt er: ‚Manchmal stand ich inmitten der Betenden, manchmal inmitten der Frager‘. Vielleicht ist das der freimütigste Ausspruch unter all den autobiografischen Details, die Agnon in *Tehilla* verstreut, ein Satz, der wohl nicht nur für die Position des Erzählers in der vorliegenden Geschichte gilt, sondern auch für den Standort anderer Erzähler in anderen Werken Agnons, die Rückschlüsse auf ihren Schöpfer erlauben“ (Oz, *Das Schweigen des Himmels*, S. 30 f).

50 Habermas, Jürgen. *Politik, Kunst, Religion. Essays über zeitgenössische Philosophen*. Stuttgart 1997 [1978], S. 141.

51 Adorno, Theodor W. „Erziehung nach Auschwitz“ *Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959 bis 1969*. Frankfurt a. M. 1971, S. 88.

Forschungsliteratur

- Adorno, Theodor W.:** „Erziehung nach Auschwitz“ *Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959 bis 1969.* Frankfurt a. M. 1971.
- Becker, Hans-Jürgen und Weiss, Hillel (Hgg.):** *Agnon and Germany. The Presence of the German World in the Writings of S. Y. Agnon.* Jerusalem 2010.
- Ezer, Nancy:** „Flirtation in S. Y. Agnons ‚Shira““. *History and Literature. New Readings of Jewish Texts in Honor of Arnold J. Band.* Hgg. William Cutter und David C. Jacobson. Brown University 200. 125–136.
- Feinberg, Anat:** „Abbild oder Zerrbild? – Die Darstellung der Jeckes in der hebräischen Literatur“. *Die Jeckes.* Hg. Gisela Dachs. Frankfurt a. M. 2005. 170–178.
- (Hgg.): *Moderne hebräische Literatur: ein Handbuch.* München 2005.
- Habermas, Jürgen:** *Politik, Kunst, Religion. Essays über zeitgenössische Philosophen.* Stuttgart 1997 [1978].
- Hessing, Jakob:** „Die Kreise des Beamten. Verhüllter Untergang: S.J. Agnons unvollendeter Roman ‚Schira““. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 261 (10. 11. 1998): 44.
- Klausner, Joseph:** *Geschichte der neuhebräischen Literatur.* Deutsche Ausgabe. Hg. Hans Krohn. Berlin 1921.
- Miron, Dan:** *From Continuity to Continuity. Toward a New Jewish Literary Thinking.* Stanford 2010.
- Necker, Gerold:** „Schira“. *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur.* Bd. 5. Hg. Dan Diner. Leipzig 2014.358–366.
- Levinson, Pnina Navè:** *Menschen und Orte. Über Leben und Werk von Samuel Josef Agnon.* Bad Homburg 1991.
- Oz, Amos:** *Das Schweigen des Himmels. Über Samuel J. Agnon.* Dt. von Ruth Achlama. Frankfurt a. M. 1998 [1993].
- Popien, Astrid:** „The Bookcase of Dr. Manfred Herbst: S. Y. Agnon’s Novel *Shira* and European Literature“. *Agnon and Germany. The Presence of the German World in the Writings of S. Y. Agnon* Hgg. Hans-Jürgen Becker und Hillel Weiss. Jerusalem 2010. 63–113.
- Shaked, Gershon:** „What Can a Man Do to Renew Himself“. *S. Y. Agnon: Critical Essays on His Writings.* Tel Aviv 1992.